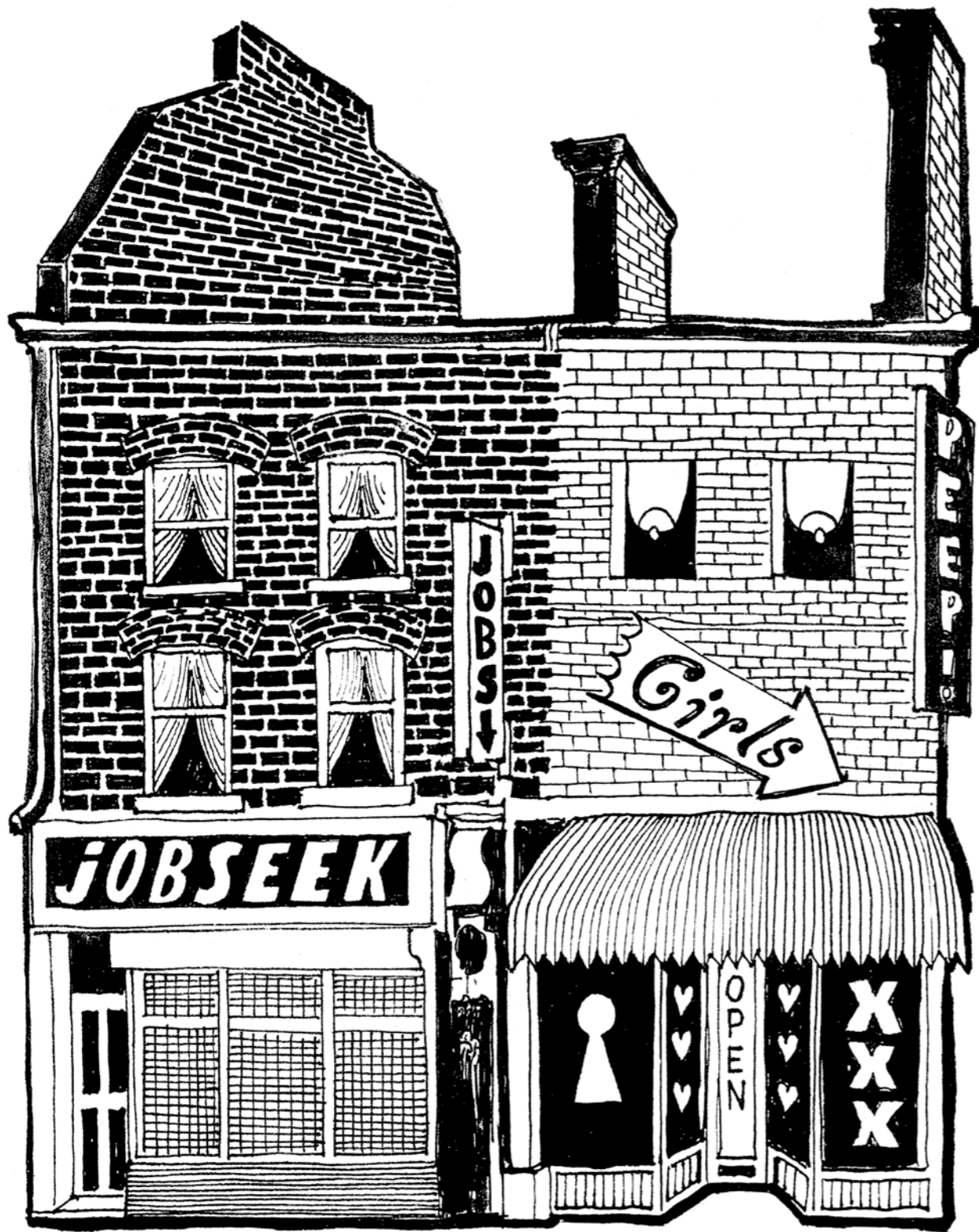


# Fock you YOU and you



**In einer Welt voll Ironie sowie grottschlechter und bestens bezahlter Scheiße, die sich „Kunst“ nennt, ist es furchtbar befriedigend, ab und zu jemanden zu finden, den man „Künstler“ nennen kann, ohne das als Schimpfwort zu meinen. Die Sleaford Mods verstecken sich nicht hinter irgendwelchen Sicherheitsnetzen der Spöttelei, sondern erreichen gradeaus maximalen Effekt auf minimalem Raum.**

Text: Rokko / Illustrationen: Marian Bodenstern aka fuzzgun91

Wir sind im 12 Bar Club mitten in London – in dieser Gegend würden sich die Sleaford Mods nicht einmal ein kleines Kabinett leisten können, geschweige denn, dass sie hier wohnen wollten. Die Hütte ist – der Name evokiert es bereits – eher für Singer-Songwriter, Folkisten und Blueser gedacht, von denen auch drei auf dem Programm stehen, bevor die Mods als Headliner die Bühne entern sollen. Aber es passt, die Kaschemme ist sympathisch, der Boden wird seit Jahren in Bier getränkt, es riecht, wie es in einer Bar riechen soll minus Rauch, und den Grind braucht man nicht lange suchen – oder wie es in einem Song der Sleaford Mods heißt: „*The smell of piss is so strong it smells like decent bacon*“.

Die Bude ist voll und wird immer voller, der Abend ist schon seit längerer Zeit ausverkauft. Man sieht die Sleaford Mods unprätentiös rumstehen und mit älteren Männern quatschen, die sich auch um das Merchandise kümmern. Sie wirken wie ihre Väter und Manager. Entgegen ihrer kompromisslosen Art und ihrer harten Texte ist die ganze Crew sehr sympathisch und unkompliziert. Man muss eben kein affektiertes Arschloch sein, um sich interessant zu machen, wenn man noch etwas anderes zu bieten hat, als ein affektiertes Arschloch zu sein.

Die Sleaford Mods sind ein Duo, aus der Taufe gehoben von MC Jason Williamson. Er geht bald auf den 45er zu, ist also kein Teenie-Star, der bereit ist, sich verheizen zu lassen, sondern ein harter Charakter, der schon durch unzählige Rock'n'Roll-Bands („*I used to be in bands, fuckin' hated it*“), Jobs („*When I said I didn't like it, that's because I really don't*“), Eskapaden („*To you it's just a hobby to use your fists*“), Drogenzeiten („*Many people outside telling you that you don't need it – but you will, and you do, and you always will*“), Beobachtungen („*crying inside, sarcas-*

*tic out front, did I do something bad to you in a previous life, you cunt?!*“) und menschliche Zwischenräume („*Your life ain't worth living, you fucking prick*“) gegangen ist. Er weiß heute besser denn je, was gut für ihn ist und was er definitiv nicht mehr machen soll. Williamson kommt aus Grantham, jenem Städtchen, das in den 1980ern zur langweiligsten Stadt der Insel ernannt wurde – und wo Margaret Thatcher das Licht der Welt erblickte. Er wanderte die existenziellen Extremitäten ausführlich ab und zog dann nach Nottingham, probierte es mit London, mit Kalifornien, um nun wieder in Nottingham zu wohnen – diesmal mit Frau und Kind – und darüber nachzudenken, nach Berlin zu ziehen. Williamson durchstreifte nicht nur sämtliche Lebensphasen, sondern auch sämtliche musikalischen Genres. Nach seinen Jahren als Mod und Rocker folgte ein Versuch als Folk-Musiker, daraufhin lebte er seinen Vogel ohne musikalisches Ventil eher destruktiv aus, bis er dann um 2006 eines Nachts aus reiner Frustration eine Hasstirade über einen Trash Metal-Song schrie. Simon Parframent, der eigentlich Fotograf ist, machte ein Loop daraus, die beiden hatten ihre Freude damit und nahmen anschließend die ersten vier Sleaford Mods-Alben auf.

Erst 2011 lernte Williamson dann Andrew Fearn kennen, den zweiten Kopf und Beatmaster der Sleafords, und nach einem beschissenen Start wurde alles immer besser. Fearn ist auch schon seit Jahrzehnten musikalisch vielseitig unterwegs und sampelt in den Sleaford Mods entweder Aufnahmen von alten Punk-Bands, in denen er gespielt hat, oder produziert frische elektronische Stücke. Williamson fühlte sich, als hätte er endlich seine Stimme gefunden und liebt auch den Fakt, dass er nicht von einer dieser Rock'n'Roll-Bands abhängig ist, deren Beschaffenheiten er bereits in- und auswendig kennt. Und nach dem Trip ins Folk-Land und dem anschließenden in das der weißen Pulver musste alles ohne Kompromisse und in doppelter Intensität rausgekotzt werden. Williamson hat den Wu-Tang Clan studiert, dazu erinnert er vom Grant-Level und seinen Tiraden an Mark E. Smith; von den Textinhalten, dem Humor und der dringlichen Relevanz an einen Shannon Selberg; dargebracht in hartem *English Midlands*-Akzent, die schwärzeste Komödie seit Aussterben der Dinosaurier, mit glanzvollen Melodiebögen und exakten sprachlichen Vexierbildern. Zusammen sind sie wie Suicide auf Hip Hop: greif ihm nicht aufs Mikro. Das geht nicht gut aus. Williamson sagt „cunt“ mit einem geraden „u“, und nach der Anrede schiebt er



eine Gerade nach, mit der dann alles gesagt ist. Doch niemand will das hier und heute am eigenen Leib spüren. Der Laden ist bummvoll, die Bühne sehr klein, aber dafür recht hoch – sie wirkt wie ein Thron der dubiosen Sorte, als die Sleaford Mods sie besteigen.

Von der Sekunde des Mini-Soundchecks an bringen die beiden eine unglaublich Energie und Präsenz auf die Bühne: keine artifizielle, überkünstelte – es reichen die beiden schlichten Charaktere: Williamson trägt schöne schwarze Lederschuhe, eine schwarze Anzughose und ein schwarzes Leiberl ohne Aufdruck. Jeden zweiten Satz beendet er mit einem ehrlichen „Fock you“. Wenn er „Fock you“ sagt und jemandem in die Augen sieht, könnte man natürlich etwas zurücksagen – aber das Risiko ist es nicht wert. Der kollektive Zorn sorgt viel eher für gute Vibes untereinander, eine kathartische Entladung des Frusts geht durch den Raum. Einige Leute im Publikum haben jede Silbe von Williamson in ihr Hirn gesaugt und fluchen die Songs perfekt mit. Die Sleaford Mods sind wütend und scheinen genau das auf smarte Art artikulieren zu können, was so viele Menschen denken. Williamson schaut tatsächlich den Leuten aufs Maul und macht im Alltag Notizen von dem, was er um sich aufschnappt. Seine Stories sind Abbildungen der Lebensumstände: die alltägliche, klassenbewusste Tristesse, *made in England*.

Andrew Fearn steht hinter seinem Laptop, drückt einmal pro Lied auf „Play“, dann muss er wieder dreieinhalb Minuten warten, an seiner E-Zigarette ziehen, und trinkt während des Auftritts seine drei Dosen Foster's Bier. Jene vermeintliche Vaterfigur aka Manager reicht Wasser von der Seite auf die Bühne – doch das bleibt bis zum Ende unberührt. Fearn trägt Baggy Pants, ein Rambo-T-Shirt und ein Kapperl – und er sieht extrem ungesund aus. Seine Augen und sein Gesicht wirken wie von ernsthaftem Drogenmissbrauch gezeichnet, länger als nur für eine von American Apparel gesponserte Party mit gratis Drinks und gratis Lifestyle-Mag dazu. Ob das die Konsequenz wäre, in dieser Combo aktiv zu sein? Jason Williamson antwortet für seine instrumentale Hälfte Andrew Fearn: „Andrew lebt sein Leben, so wie wir alle.“ Ein täglicher Kampf. Williamson hat seine Dämonen mittlerweile größtenteils unter Kontrolle, nur manchmal werden sie wieder mächtig. Vor nicht allzu langer Zeit mussten die Sleafords kurzfristig eine Show canceln, da sie ihn wieder übermannt hatten.

Gerade aber laufen sie zur Bestform auf und der kleine Raum schwitzt im Takt des Grolls. Fearn wippt mit, wenn's passt, oder bewegt seine Lippen zu den Worten von Williamson. Bei instrumentalen Passagen hat Williamson Sendepause, geht rüber zu Fearn und die beiden stehen beinander wie ein richtiges Team, das ohne guru-manipulative Scheiße das Publikum in der Hand hat. Williamson macht seinen Pharaonen-Dance-Move, tatscht sich konstant auf die Nase und fährt unruhig durchs Kurzhaar. Er wirkt aufgekratzt, der Grant und das Leben kommen aus jeder Pore heraus. In Songpausen steckt er sich den Finger die Nase rauf – nicht auf eine lustige Art und Weise, sondern weil es da oben juckt und brennt. Williamson sagt: „Ich hab mich an Schauspielschulen beworben, aber das ist nichts geworden. Alles, was auf der Bühne kommt, kommt natürlich, da gibt es keine vorsätzlichen Aktionen. Ich geh mit der Musik.“ Die instrumentalen Stücke sind extrem reduziert und bieten Williamson die perfekte Start- und Landefläche. Von ihm kommt eine beeindruckende vokale Leistung, alles liegt sehr *tight* zusammen und über keine Passage wird drübergeschludert. Er verliert sich nie, jede Silbe sitzt und wird mit voller Kraft herausgespuckt. Kein Aspekt davon ist so



beschissen *laddish* wie ein Großteil der britischen „Kultur“, die meint, von Vollidioten wie den Oasis-Brüdern abkupfern zu müssen und dieses wertlose Erbe anzutreten. Williamson weiß, wovon er spricht: Er war ein Mod – im Originalzustand eine Reaktion auf die Unsicherheiten der Arbeiterklasse, ein lauter Schrei der Frustration, ein Versuch, eine Identität in prekärer Lage zu finden. Mittlerweile wurden Mods schon lange von diesen machohaften Wichtern zu etwas verbogen, für das man sich schämen muss. Ab und zu passiert es, dass einer jener Idioten öffentlich bekannt gibt, ein Fan der Sleaford Mods zu sein, was Williamson dann ebenso öffentlich verabscheut und zu neuen Schimpftiraden hinreißt; eine erfrischende Art von Ehrlichkeit mit einer breiten Prise tiefschwarzen Humors. Williamson ist kein Fußballfan, kein eindimensionaler Poser. Er erzählt nie, wie cool er doch wäre, von *bitches* und *bling-bling*, von Zeug, das er weder hat noch haben will. Viel eher schildert er gegenwärtige Alltagsrealitäten und wie abartig absurd diese für das einfache Individuum sind. Trotz der dicken Schicht Scheiße behält er eine stolze Haltung. Die Größe und das Wissen dazu hat er, weil er kein Teenager mehr ist und die Pubertät – anders, als viele andere Erwachsene, Musiker und Künstler – hinter sich gelassen hat. Es geht nicht um *big balls*, sondern den *big everyday fuck up* sowie Methoden zu finden, damit umzugehen. Wir sind auf keiner politischen Wahlveranstaltung, es geht um tatsächlichen Zorn, um echte Frustration, um das Trotzen der Umstände, in denen man Margaret Thatcher noch zugute halten muss, dass sie eine ehrliche Drecksau war, während dann immer mehr verlogene Scheißkerle antanzten. Nicht umsonst hat Thatcher ihrerzeit gesagt, dass ihr größter Erfolg *New Labour* unter Herrschaften wie Tony Blair und Gordon Brown – auch bekannt als „*the sons of Thatcher*“ – gewesen wäre. Heute haben gefährliche Idioten wie Premierminister David Cameron oder Londons Bürgermeister Boris Johnson das Ruder in der Hand – und Letzterer Irrer hat sogar das gar nicht mal unrealistische Ziel, Camerons Nachfolge anzutreten. Wie also der halbwarmen Scheiße rundherum entgegenwirken? „*no surrender no surrender, animal – five day bender*“.

Ein paar Tage vor dem Auftritt der Sleaford Mods kam ich in jene unglückliche Lage, im Londoner Rough Trade East die Band The Amazing Snakeheads zu sehen: von Kritikern im In- und Ausland wurde die Combo in den Rockhimmel gehoben und mit Bands wie Black Flag und den Stooges verglichen. Als ich den Scheißhaufen dann auf der Bühne sah, konnte ich mir nicht vorstellen, dass einer der Pressenmenschen je auf einem ihrer Konzerte gewesen ist. Die Grimassen dieser klischeeverseucht stupiden *blokes*, die alles verkörperten, was an Rockmusik beschissen ist, wirkten wie aus dem Kindergarten, und selbst da hätte man die „Amazing Snakeheads“ im Sandkasten eingegraben und ihnen ins Maul gepisst. Unglaublich. Wenn der Sänger schreit „*I'm loooooost... agaiiiiiiiiiin!*“, nimmt man ihm kein einziges Wort, keinen Buchstaben, kein gar nichts ab. Zumindest das Publikum schien das besser zu verstehen als jene lobeshymnisierenden Kritiker. Es gab nur einen Fucker der tanzte – und das war mit ziemlicher Sicherheit ihr Manager.



Dies sei nur als Gegenteil von der Wirkung der Sleaford Mods erzählt, denen man jedes Räuspern abnimmt, das aus ihnen kommt. Man muss sensibel sein, um jene Beobachtungen zu machen und anschließend zu artikulieren. Das ist ähnlich wie bei Schauspieler Georg Friedrich, der entgegen der landläufigen Meinung kein Grobian ist, sondern ein sensibler Mensch in einer groben Welt. Erst seine feinfühligke Seite macht es möglich, dass er seine Charaktere glaubwürdig darstellen kann. Ansonsten wäre er so ein gefühlsloser Pfosten wie jene „Amazing Snakeheads“ und eine peinliche Lachnummer.

In seinen Texten erwähnt Williamson einmal GG Allin, der letztlich an seiner sensiblen Seite zugrunde gegangen ist, die er durch den Steigerungsdrang seiner Performances zu über-tünchen versuchte. Ob GG eine Inspiration für ihn gewesen wäre? Williamson schüttelt den Kopf: „Nicht wirklich. Ich meine, er nahm seine Performance sehr ernst, nicht wahr? Aber am Ende waren seine Probleme stärker als er selbst. Er war auf sämtlichen Ebenen mit Problemen belastet.“ Mit denen muss man umgehen lernen. Und dann gibt es Momente, wo man sich verstanden fühlt und erkennt, dass nicht alles, sondern nur der absolute Großteil auf diesem Planeten zum Scheißen ist. Wer weiß, vielleicht ist eines der unzähligen „*Fock you*“s von Williamson sogar ein „*Thank you*“.

„M-m. Fock you.“

\*\*\*

